Ausstellung
20. März – 11. April
2015

1.15

Petra Höcker im Gespräch mit Peter Lodermeyer

graeserschmidt
contemporary art

„Ich laufe immer am Rand meiner inneren Struktur.“

Petra Höcker im Gespräch mit Peter Lodermeyer,
Osnabrück, 21. Oktober 2014

Peter Lodermeyer: Körperlichkeit bzw. Körpergefühl sind zentrale Themen deiner Arbeit. Wie hat sich dieser Ansatz entwickelt? Ist dieses Motiv der Grund, warum du Kunst machst oder hat es sich umgekehrt mit der Zeit aus der malerischen Arbeit heraus als ein zentrales Anliegen ergeben? Was ist hier Ursache und was Wirkung?

Petra Höcker: Die Ausdrucksmöglichkeiten über die Malerei und die Kunst haben mich schon als Kind immer beschäftigt. Körperbewusstsein ist für mich quasi ein Denken in Kunst. Wahrnehmung hat für mich viel mit einer inneren Körperlichkeit zu tun, die ich dann wiederum in Kunst umsetze. Das habe ich schon früh gespürt. Wenn ich etwas betrachte, mit dem ich mich identifiziere, dann habe ich dazu ein inneres Gefühl, eine Anspannung oder eine Weichheit, eine Liebe oder eine Abneigung – so war das auch, wenn ich eine Ausstellung betrachtete von Malern, die mich interessierten, dann habe ich mich in Resonanz gefühlt mit dem, was dort zu sehen war. Ich bin dann mit diesem Gefühl nach Hause gegangen und habe meine Eindrücke umgesetzt: in der Malerei auf Papier. Da hinein habe ich Emotion, Verlangen, Sehnsucht gelegt, gesehen zu werden als das Wesen, das ich bin und als der Mensch mit der Liebe, die ich habe. Es ist mir immer wichtig, dass dies sichtbar wird. Ich stehe dauernd in einem inneren Dialog, der sich durch die künstlerische Arbeit Ausdruck verschafft.

PL: Deine künstlerische Tätigkeit ist dann also so etwas wie eine erweiterte Körpersprache, die, aus welchen Gründen auch immer, nicht auf direktem Wege zu artikulieren war?

PH: Ich habe immer versucht, Räume zu schaffen, in denen ich verschiedene Gedanken ablegen kann. In den ersten Jahren waren diese Räume eher verschlossen und isoliert von mir. Es war immer ein Raum unter der Erde, der oft hell war und weich – und ich war oberhalb dieses Erdreichs als ein

Wesen in verschiedenen Formen. Über die Jahre veränderte sich das. Dann kamen die Schwimmer, das Wasser, ich bewegte mich und war nicht mehr so gefangen im eigenen Körper, und war doch immer noch dieses Objekt am Boden. Es folgte dann die Verwandlung in eine Art fliegendes Objekt, das auch immer körperlicher geworden ist. Wenn ich in meinen alten Heften blättere, kann ich diesen Prozess der Befreiung genau nachvollziehen.

PL: Es gab also ganz konkrete Imaginationen der eigenen Körperlichkeit?

PH: Genau, ich habe mich nach dem Finden des eigenen Freiraums in mir gesehnt, danach, mir zu erlauben, diesen hellen, weißen Raum zu erleben, in dem ich einfach sitzen und sein kann, in mir selbst, und der ganz groß werden sollte. Ich habe immer gefühlt, dass er da ist, aber er war ganz klein. Ich hatte mir nie erlaubt, ihn zu erweitern. Ich habe erst einmal gemalt, um zu sehen, wie er denn sein kann, wie es sich anfühlt, dort drin zu sein.

PL: Ist Kunst also für dich eine Möglichkeit, ein inneres Wachstum zum Ausdruck zu bringen?

PH: Es ist für mich die Möglichkeit, einen inneren Prozess sichtbar zu machen, meinen Freiraum in mir zu finden und die Metamorphose weiterzuführen.

PL: Wenn ich es richtig sehe, gab es in deiner Arbeit zunächst noch so etwas wie eine Teil-Gegenständlichkeit, wo Körper als Formen zumindest angedeutet waren. Doch deine Bilder sind in den letzten Jahren viel abstrakter geworden. Geht es jetzt eher um die Empfindung als solche, um eine Innensicht und nicht mehr um ein irgendwie anschauliches Gegenüber?

PH: Es ist Materie geworden, feinstofflicher, das sind Mikro-Explosionen, die dasselbe sagen, aber nicht mehr auf die ganze Körperlichkeit bezogen sind, sondern jetzt auf einer fraktalen Mikroebene stattfinden. 2010 entstand eine ganze Serie, die sich „Fraktal“ nennt. Ein Teil vom Ganzen, ein kleinstes Teil ist genauso groß wie das größte. Und in jedem kleinen finden sich wieder tausende kleine Lebenszonen und Freiräume, die eine abstrakte Innensicht auf das Lebendige, das Ganze, das Einzelne, gewähren.

PL: Gehst du an ein Bild mit einer Vorstellung davon heran, wie es aufgebaut sein könnte, mit einer kompositorischen Idee, oder ist die Malerei ein spontanes, ganz auf deine Intuition vertrauendes Tun?

PH: Es kommt immer aus einer Verbindung zwischen mir und dem Material. Ich gehe mit dem Arbeitsmaterial eine Symbiose ein – und daraus entwickelt sich das Werk. Ich gehe in Resonanz zum Material und die Frage ist immer: welche Farbe kommt zum Einsatz? Meistens fühle ich das. Es gibt Phasen, die über Monate, manchmal über ein Jahr in einer einzigen Farbigkeit andauern. Meine Arbeit ist ein experimenteller und intuitiver Schaffungsprozess, vertraute Muster und innere Bilder werden sichtbar.

PL: Deine Arbeit hat offensichtlich eine sehr persönliche, subjektive Seite. Trotzdem glaube ich, dass sich in solchen künstlerischen Zugängen immer auch etwas Allgemeines widerspiegelt. Es gibt ja die These, dass wir aufgrund der zunehmende Virtualisierung unserer Lebenswelt und durch die massive Präsenz körperloser Medienbilder den Kontakt zum Körper verlieren. Ich verstehe deine Arbeit auch als eine Reaktion darauf, eine Möglichkeit, eine andere Art von Körperbild zu kreieren: Bilder, die nicht mehr abbildhaft sind, aber durch ihre materielle Sinnlichkeit einen authentischeren Zugriff auf den Körper ermöglichen.

PH: Ja, ich liebe die Materialität und das Experimentieren mit immer neuen Werkstoffen, um das auszudrücken, was meine Visionen sind. Materie als Antipode zur digitalen Welt. Ich will das Leben spüren, Sinnlichkeit erfahren. Meine Arbeiten wenden sich gegen all diese Virtualisierung in der Medienwelt, diese auf leblose Hüllen reduzierte Abbilder des Mensch. Der Einzelne verlangt letztendlich nach seinem Schutzraum, seiner Sphäre.

PL: Geht es nur um diese persönliche Frage: „Was ist mein Körper?“, oder doch um eine allgemein philosophische Frage: „Was heißt es für uns, körperliche Wesen zu sein?“ Es ist ja scheinbar das Selbstverständlichste, doch bei genauerem Nachdenken etwas höchst Beunruhigendes: Wir haben einen Körper, wir sind ein Körper, aber doch nicht völlig identisch mit ihm. Wir können uns von ihm distanzieren, ihn nicht mögen, ihn ablehnen, ihn aber trotzdem nie ablegen.

PH: Ja, und das sichtbar zu machen, finde ich eine spannende Idee. Ich war immer in diesem Selbstzweifel gefangen, in der Kritik meiner selbst, mir selbst nie genug. Ich wollte immer sehen, was ist denn in mir? Man ist eine Person, klar, aber ich habe mich nicht immer als dieses Ich gefühlt. Aus mir auszusteigen, ist auch kein Problem, außerhalb des Körpers in Gedanken ganz woanders zu sein und mich nicht zu fühlen. Das ist ja wie Meditation. Das praktiziere ich ja auch. Es ist ein interessanter Aspekt, sich von außen zu sehen und so die Dinge zu regeln und sich selbst dann vielleicht liebevoller zu betrachten.

PL: Es ist ja vieles am und im Körper, was wir nicht mögen und das wir meist auch verdrängen. Geht es in deiner Arbeit auch um eine Anerkennung dessen, was wir sonst nicht sehen wollen?

PH: Ja, wir sind uns selbst fremd. Wenn wir das, was in uns ist, sehen würden, würden wir wahrscheinlich nichts mehr essen wollen. Es geht darum, dieses Fremde sichtbar zu machen – zum Beispiel durch Vervielfältigung. Ich habe dann z. B. fünf Exemplare von diesem einen Organ. Wenn ich die „Organe" mache, ist es immer eine ganz besondere Stimmung, in der das passiert. Das spüre ich sofort, sobald ich das Material auspacke. Dann komme ich in einen gewissen Kontext zu mir selber. Das ist fast wie eine kleine Geburt von etwas aus mir selbst heraus. Als ob ich Teile von mir selbst noch einmal neu erschaffe und fühle.

PL: Es gibt von dem späten Nietzsche die merkwürdige Äußerung, dass er Freundschaft zu seinen eigenen Organen pflegen möchte.

PH: Ja, so fühlt sich das an. Ich würde sagen, so ist das. Ich möchte das Fremde mir selbst gegenüber verlieren.

PL: Diese „Organe" sind von Hand geformt. Sie haben eine haptische, fast handschmeichlerische Qualität und lösen einen starken Berührungswunsch aus. Zugleich gibt es diese Hemmschwelle, die dadurch entsteht, dass die Vorstellung, ein inneres Organ zu berühren, Abwehr auslöst. Welche Betrachterreaktion würdest du dir idealerweise wünschen?

PH: Ich möchte unsere Verletzlichkeit zeigen und dass wir sensible Wesen sind, die Narben davon tragen. Jedes Wort, jeder Blick, jedes Sein und Handeln macht etwas mit uns. Wir verlieren manchmal den Blick für die Realität in dem ganzen Gewühl, mit all dem Messen und Vergleichen, da sind wir auf etwas ganz anderes reduziert. Wir lenken uns die ganze Zeit mit anderen Dingen ab, damit wir das nicht sehen müssen.

PL: Verletzlichkeit kommt ja in ganz extremem Maße in deiner neuen Installation mit den Tischen zum Ausdruck. Da ist der Schmerzens- oder Leidensaspekt, den Körperlichkeit notwendigerweise auch mit sich bringt, ganz deutlich. Woher kommt die Idee zu dieser Installation?

PH: Ursprünglich hatte ich die Vorstellung von Becken, so etwas Ähnliches ist es dann ja auch geworden. Es sollte transparent sein, um die Transparenz dieser Gedanken zu spiegeln. Es geht um Erinnerungen aus vielen Jahren meines Lebens, die mich geprägt haben. Becken sind es insofern, als es einen fließenden Aspekt hat. Oder besser: es ist der Stillstand in einem fließenden, aber sich doch nicht bewegenden Geschehen. Es fließt ja nichts. Es ist kein Wasser da, der das alles wegspült. Es ist Bestandteil der Vergangenheit. Es ist also der Spiegel meines Lebens, ein abgeschlossener Zeitraum, den ich nicht mehr ändern kann, der ist eingeschlossen in eine Transparenz. Ob ich da hinschauen möchte oder nicht, ist mir selbst überlassen. Jeder Mensch hat so etwas, ein Festhalten an Emotionen.

PL: Neben mir auf dem Tisch liegt ein Stapel deiner neuen Zeichnungen. Das Papier hat eine fast pergamentartige Qualität. Und es riecht sehr intensiv.

PH: Das ist Leinöl, womit das Papier getränkt wird. Das trieft dann richtig. Da ist wieder diese Transparenz, diese Räumlichkeit, die mir immer wichtig ist. Dass man sieht, was davor oder dahinter ist.

PL: Ist Zeichnung für dich ein Grundmedium?

PH: Ja. Oft liegen die Zeichnungen dem Bild zugrunde und werden dann beim Malen überlagert. Manchmal kommen noch welche am Schluss dazu, je nachdem, was das Bild erfordert. Zeichnung ist extrem wichtig. Auch

bei den „Becken“ gibt es kleine Zeichnungen, die dann aber nicht mehr zu sehen sind, kleine Symbole oder intuitiv gezogene Linien.

PL: Eine ganz neue Arbeit ist die von schwarzem Kunststoff verhüllte Form auf einem Wagen, wobei das Ganze in einem mit weißer Gaze verhängten Raum steht. Man sieht und sieht doch nicht, wird auf Distanz gehalten. Das bekommt für mich eine im weitesten Sinne sakrale Aufladung.

PH: Ja, das ist etwas Geschütztes. Es ist unnahbar und unberührbar, geschützt durch eine Abgrenzungszone. Es fühlt sich für mich ein bisschen an wie ein Schutzraum. Manchmal möchte man zu Dingen ja auch nicht hinschauen, weil man nicht weiß, wie man damit umgehen soll. Dann isoliert man das erst einmal irgendwie.

PL: Ist das nicht auch angstbesetzt? Da liegt etwas darunter, von dem man nicht genau weiß, was es ist. Das hat etwas Unheimliches.

PH: Ja, es gibt immer auch unaufgedeckte Schrecken.

PL: Für mich ist die Arbeit auch ein Hinweis auf die Nicht-Repräsentierbarkeit dessen, was Körperlichkeit ist. Das Körper-Sein als solches lässt sich ja nicht abbilden, da genügt ein Foto oder das Abmalen einer menschlichen Figur ja nicht.

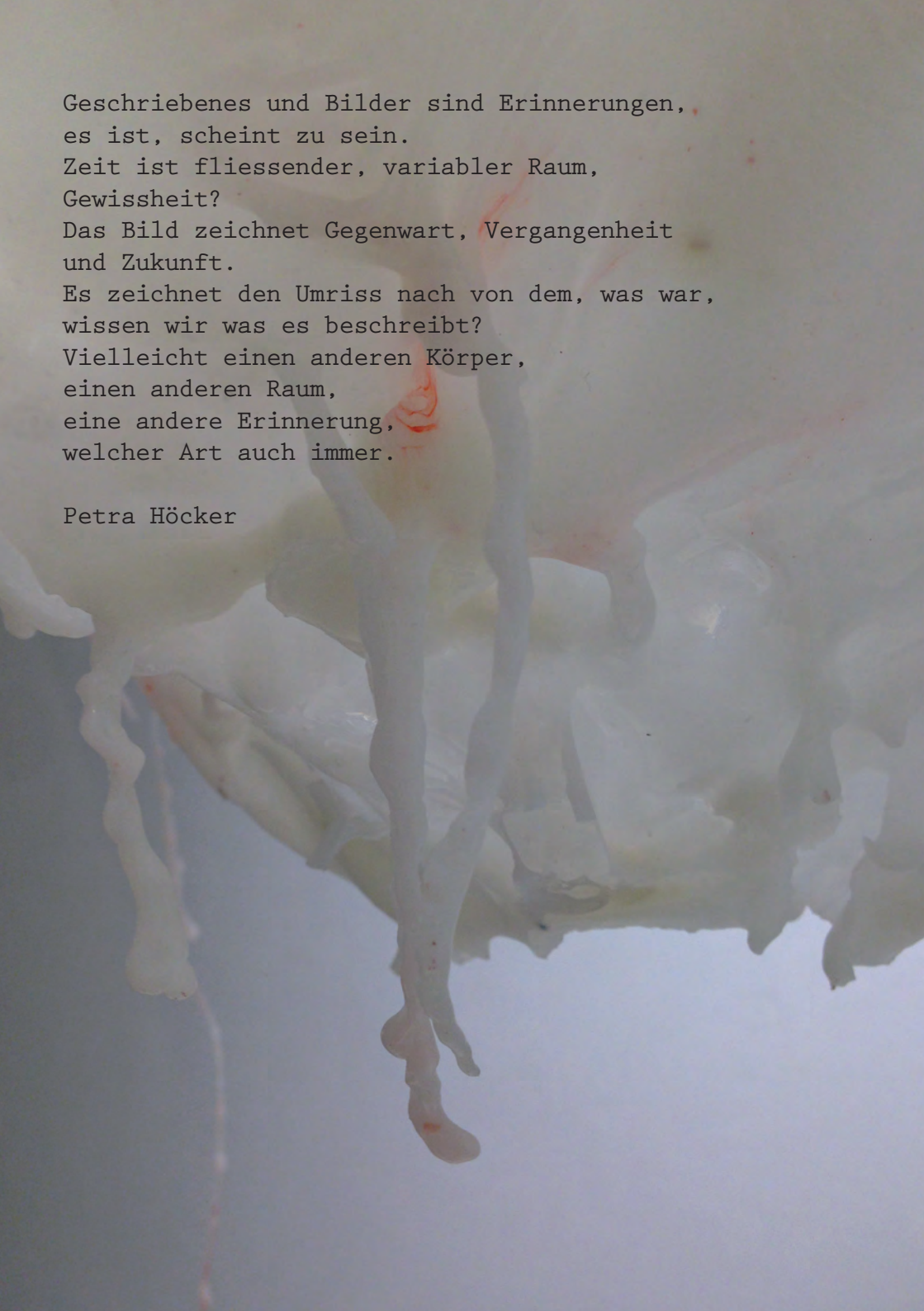
PH: Es verändert sich auch dauernd. Jedes Gespräch, jeder Gedanke, alles was man tut, bringt doch ständige Veränderungen in Gang. Warum soll man jetzt derselbe Mensch sein, der man gestern war? Und was wir sagen, muss ja nicht unserer Emotion entsprechen. Vielleicht sind wir nur gute Schauspieler.

PL: Um durchs Leben zu kommen, muss man das ja auch sein.

PH: Das stimmt. Aber manchmal ist es einfach nicht mehr angesagt, Schauspieler zu sein. Mit meinen Arbeiten zeige ich, dass ich mir bewusst bin, dass wir alle verletzlich sind. Das Schauspielern haben wir nicht nötig, diese perfekte Maskerade. Die langweilt mich auch.

Geschriebenes und Bilder sind Erinnerungen,
es ist, scheint zu sein.
Zeit ist fliessender, variabler Raum,
Gewissheit?
Das Bild zeichnet Gegenwart, Vergangenheit
und Zukunft.
Es zeichnet den Umriss nach von dem, was war,
wissen wir was es beschreibt?
Vielleicht einen anderen Körper,
einen anderen Raum,
eine andere Erinnerung,
welcher Art auch immer.

Petra Höcker



PL: Aber deine Arbeit entspringt nicht einem Leiden am Körper?

PH: Nein. – Doch. Manchmal schon, dann fühle ich mich gefangen in meinem Körper. In meiner Arbeit gehe ich dann auch in diese Emotion hinein. Und dann fühle ich mich auch nicht so gut. Aber so ist das immer in meinem Leben gewesen. Die Höhen und Tiefen waren immer spektakulär: ganz oben auf dem höchsten Gipfel oder ganz unten im tiefsten Tal. Ein Mittelplateau wünsche ich mir ja seit 48 Jahren. Selten erreicht, und wenn, dann habe ich mich auch schnell gelangweilt. Ich laufe immer am Rand meiner inneren Struktur.

PL: Gibt es denn in deiner Arbeit auch einen grausamen, gewalttätigen oder destruktiven Aspekt oder Impuls?

PH: Nein. Ich esse auch kaum Fleisch, fast gar nicht. Früher musste ich ein Hähnchenfilet mit zwei Gabeln berühren, weil ich es gar nicht anfassen konnte. Nein, ich habe sehr viel Respekt davor, das ist ein sehr respektvoller Blick auf und in uns. Meine roten „Fraktal"-Bilder stehen für Lebendigkeit. Da fließt Blut in unseren Adern. So ist das. Wir sind da. Freu dich.

1.15

Die Publikation 1.15 erscheint anlässlich der Ausstellung:

Petra Höcker
INSTALLATION, OBJEKT, MALEREI

20. März – 11. April 2015

GraeserSchmidt Contemporary Art
Albertusstraße 26, 50667 Köln

Herausgeber
GraeserSchmidt Contemporary Art
Albertusstraße 26, 50667 Köln
www.graeserschmidt.com

Alle Arbeiten von Petra Höcker
© Petra Höcker, 2015
Alle Texte © die Autoren, 2015

graeserschmidt
contemporary art